

WILHELM P. STARK

Das psychische Profil eines Dorfes, dargestellt an einer Gemeinde des Saarlandes

Wie die Menschen sich in ihren Verhaltensweisen unter verschiedenartigen Einflüssen voneinander unterscheiden, so ist es auch mit den Sozialgebilden als solchen. Jede Gemeinde hat ihr eigenes Gesicht, ihre „Gemeindeseele“. Gemeint ist jenes Geprägtsein der Bewohner, etwa eines Dorfes, das sie in bestimmten Situationen so und nicht anders handeln läßt. Dieser Dorfcharakter hat eine starke, prägende Kraft. Es versteht sich von selbst, daß er nicht unverständlich starr ist. Jede Veränderung in der geistigen oder sozialen Struktur macht sich vielmehr bemerkbar und kann ihn vielleicht sogar umbilden.

Die Untersuchung erhebt weder den Anspruch, alle Züge des psychischen Profils zu zeichnen, noch vermag sie letzte Deutungen zu geben. Ziel ist vielmehr, wenigstens einigen Phänomenen nachzuspüren und sie in einen sinnvollen Rahmen einzubauen, um auf diese Weise den Geist eines Dorfes zum Ausdruck zu bringen, das früher einmal Stadt war und heute von der einstigen Bedeutung nicht mehr bewahrt hat als das Wissen um eine größere Vergangenheit.

I.

Topographische Lage und ökologische Eigenart

Wenn man sich die Frage stellt nach den Einflußbereichen, die für den Geist eines Dorfes von Bedeutung sind, wird man an der Eigenart, wie sie die topographische Lage und die ökologischen Verhältnisse darstellen, nicht vorbeisehen können. Zumal deshalb muß ihnen besondere Beachtung geschenkt werden, weil sie einen Einfluß darstellen, der nicht nur kurze Zeit, sondern Jahrzehnte und Jahrhunderte einen gleichbleibenden Wirkfaktor bildete.

Berus, ein Dorf von 1700 Einwohnern, liegt auf einer schmalen Bergnase, die weit ins Tal vorspringt und einen der östlichsten Ausläufer des lothringischen Stufenlandes bildet (Berus – Beres – Berres, keltisch = Berg). Nach drei Seiten fällt der Berg steil ab. Eine Ausdehnungsmöglichkeit gibt es nur nach der vierten Seite. Nachdem der Höhenzug seit dem 13. Jahrhundert festungsähnlichen Charakter bekam, entfiel auch diese Ausweichmöglichkeit. Niemand wollte sich

außerhalb der schützenden Mauern niederlassen. So kommt es, daß im Dorfkern noch heute ein Haus am anderen klebt. Einige Bewohner mußten sogar die Kühe durch den Hausflur zum Stall führen. Aus Raummangel wurden die Häuser schmal gebaut und in die Tiefe gezogen. Drei Räume lagen hintereinander, der mittlere war dunkel. Ein Bett stand gewöhnlich in der Küche. Die Eltern ließen die Kinder in einem ausziehbaren Rollbett in ihrem Zimmer schlafen.

Kein Wunder, daß bei den engen und ungesunden Verhältnissen die Kindersterblichkeit ziemlich hoch war. Bei einem Geburtdurchschnitt von etwa 30 starben:

1809 7 Kinder (gegenüber 6 Erwachsenen im gleichen Jahr),

1810 6 Kinder (gegenüber 7 Erwachsenen),

1811 10 Kinder (gegenüber 7 Erwachsenen),

1812 7 Kinder (gegenüber 4 Erwachsenen).

Die Berglage des Dorfes ist industrie- und verkehrsfeindlich. Der Zuzug war deshalb nur gering, gemessen an anderen Orten der Umgebung. Daraus ergibt sich ein Dreifaches:

1. Das Bewahren der charakteristischen Dorfsitte und deren kontinuierliche und gleichmäßige Entwicklung; 2. eine soziokulturelle Isolation und 3. die Gefahr der biologischen Inzucht.

Der Beruser Bann grenzt unmittelbar an Lothringen, also an Frankreich. Zwischen Berus und der nächsten lothringischen Siedlung liegen nur 4 km. Diese seit dem vorigen Jahrhundert bestehende Grenzlage schafft ebenfalls eine eigene Situation. Je nachdem, ob man Verwandte drüben hat, ob man in den lothringischen Gruben sein Brot verdient, den Arbeitsplatz behalten kann oder ihn aus politischen Gründen verloren hat, entstehen die gegensätzlichsten Stimmungen und Haltungen. Im allgemeinen wird man sagen dürfen, daß das Persönlich-Familiäre das Politisch-Nationale überwiegt. Daß ein Mann Frau und Kinder in die Evakuierung ziehen ließ und jenseits der Grenze in seinem Heimatland Frankreich kämpfte, ist als Ausnahme anzusehen.

II.

Der ehemalige Stadtcharakter

Wie schon erwähnt, waren die Steilhänge des Beruser Berges nach mittelalterlichen Maßstäben geradezu ideal für eine Befestigungsanlage. Im 13. Jahrhundert hatte Berus nicht nur festungsartigen Charakter, es besaß bereits das Stadtrecht, dem erst die französische Revolution ein Ende machte. Als Sitz der Herrschaft und der Verwaltung nahm die Stadt für die Umgebung die Rolle eines Zentrums

ein, woraus sich für die Bewohner eine kulturelle und handwerkliche Führerstellung ergab. Der Stadtcharakter brachte gleichzeitig eine Vervielfältigung der sozialen Gruppen und Stände mit sich, die in sich die Gefahr sozialer Spannungen für den Fall des wirtschaftlichen Strukturwandels einschlossen. 1334 beanspruchte der Kurfürst Balduin von Trier Berus als Teil seines Territoriums. Der Herzog von Lothringen erkannte demgemäß an, die *Stadt* Berus von dem Erzstift Trier als Lehen bekommen zu haben¹.

Im Jahre 1699 legte der französische Gesandte De Chamoy dem Reichstag in Regensburg eine Liste vor, in der es von Berus heißt: „Office de Vaudrevange et Berus consiste en la ville de Berus et en 32 villages“². Von Bousonville, einem Ort von 5000 Einwohnern in Lothringen, der etwa 15 km von Berus entfernt liegt und heute viel größer und bedeutender ist, heißt es sogar: „Die Probstei Bousonville lag in der Grafschaft Berus“³. Bei dieser führenden Stellung war es selbstverständlich, daß Berus auch ein eigenes Gericht besaß, eine Baillage (Ballei), ein sogenanntes „mittleres Gericht“, über das hinaus es nur noch eine Appellation an das Obergericht nach Nancy gab.

Dieser Stellung der Stadt entsprach auch die ihrer Bürger, die nach böhmisch-lothringischem Recht früh aus der Leibeigenschaft entlassen wurden und Freizügigkeit genossen. Der große Beruser Wald mit seinen fast 200 ha stand ihnen zur Nutzung frei. Für Altforweiler, Neuforweiler und Felsberg, die nächsten Siedlungen, bestanden diese Vergünstigungen nicht. „Die Bewohner dieser Dörfer, sowie die von Bisten, Leidingen, Ihn, Kerlingen, Bedersdorf, Schrecklingen, mußten abwechselnd in Stadt und Schloß Wache halten, wie dies aus der Gerechtsame von 1581 hervorgeht“⁴. „Die Merter und Bieblinger Bürger mußten Henkersdienste leisten, indem sie die entsprechenden Geräte herrichten und nach Berus tragen mußten. Die Bürger der Stadt Berus waren zu keinem Heuzehnt verpflichtet“⁵.

Letztere mußten sich also ihrer Sonderstellung bewußt werden, wenn sie sich mit anderen verglichen. Der profanen Vorrangstellung ent-

¹ De Lorenzi, „Beiträge zur Geschichte sämtlicher Pfarreien“ 1. Band, Regierungsbezirk Trier, Trier 1887, S. 527.

² M. J. J. von Filseck, „Vollständiger Bericht von der so berühmten als fatalen Clausula Articuli IV Pacis Ryswicensis“. Frankfurt 1732, Seminarbibliothek Speyer, S. 3 im Anhang.

³ J. A. Hansen, „Treviris oder Trierisches Archiv für Vaterlandskunde“. Trier 1841, Seminarbibliothek Trier. S. 271.

⁴ De Lorenzi, a. a. O. S. 572.

⁵ Pfarrchronik von Berus, S. 184.

sprach die religiöse. Einer Notiz der Pfarrchronik zufolge mußten „an den vier höchsten Festen . . . die Pfarrkinder von Bisten, Neuforweiler, NeuhoF, Nadlerhof, Linslerhof, Taffingsmühle, Überherrn nach St. Oranna gehen, wenn es regnet, nach Berus“⁶. Noch in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts kamen die Altforweiler zur Sonntagsmesse den Berg hinauf, wie auch ihre Kinder zum Religionsunterricht.

So ist es gut zu verstehen, daß die Beruser den Bewohnern der Umgebung etwas voraus zu haben wähten und auch heute noch großenteils in dieser Mentalität verharren. Man schaut nicht nur buchstäblich auf die anderen herab; denn „unten“ wohnen ja nur „Grießer“, Bewohner des Sandbodens im Schwemmland des Saarbeckens, was für den „Gauer“, den Bewohner der Muschelkalkhöhenrücken westlich der Saar, zu denen sich auch der Beruser rechnet, soviel heißt wie „ständige Hungerleider“. Den übrigen Gaubewohnern aber glauben sich die Beruser darin voraus, daß sie dank ihrer größeren Nähe zur Industrie des Saarlandes nicht wie diese „hinter dem Monde leben“. Das Bewußtsein, den größten Gemeindebann in der ganzen Umgebung und als Folge davon ein billiges und reichliches „Gemeindelos“ zu haben, sowie der Stolz auf einen großen Gemeindevald, der den umliegenden Ortschaften abgeht, waren nicht dazu angetan, die beschriebene Tendenz einzudämmen, wenn auch wegen des ständigen Rückgangs der Land- und Forstwirtschaft der materielle Wert kaum noch ins Gewicht fällt. Noch im Jahre 1951 weigerte sich eine Beruser Bürgerversammlung, einem Wasserzweckverband beizutreten und ihm Quellen zu überlassen. Man fürchtete, andere Gemeinden könnten durch diese Gleichschaltung, die der Beruser als eigene Zurücksetzung ansieht, Nutzen ziehen. Was an urbanem Verhalten heute noch vorhanden ist, scheint sich in der Mode kristallisiert zu haben. Die Beruser legen außerordentlichen Wert auf gute Kleidung, weit mehr, als dies in den Nachbardörfern der Fall ist. Schon vor der Jahrhundertwende zogen sich die Beruser Mädchen besonders schön an, wenn sie zur Arbeit auf den Wiesen ins Tal hinabstiegen, in dem auch andere Dörfer Äcker besaßen. Schon vor 30 Jahren nahmen viele Mädchen ihre Arbeitskleider in der Tasche mit auf das Feld. Niemand will zurückstehen. Fremde Mädchen – vor allem vom Gau – fallen hier sofort durch ihre Kleidung auf. „Deren Kleider sind zusammengestoppelt“.

⁶ Pfarrchronik, a. a. O. S. 238.

Was von den Saarstädten allgemein gilt, daß ihre Kultur vom 14. bis 17. Jahrhundert vom Zunftwesen bestimmt und gestaltet wurde⁷, gilt auch von Berus. Ein zunfteigener Altar in der Pfarrkirche zeigt auf einem Wappen: Schlosser, Schneider, Dachdecker, Schreiner, Stellmacher und Hufschmied. Der Chronik zufolge⁸ hatten die vier Hauptzünfte (Hufschmiede, Schneider, Schuster, Weber) an den Quatember-
tagen eine eigene Messe. Wie stark das Handwerk vertreten war, zeigt sich daran, daß der einzige von den 40 Äbten des Klosters Wadgassen, der Handwerksgeräte im Wappen führte, Johann von Berus war.

Der Stadtcharakter gewährleistete überdies die genügende finanzielle Sicherung. Als im Jahre 1751 die Gemeindemittel so zusammengeschrumpft waren, daß die Auflage von 120 Livres einer Stiftung nicht mehr bezahlt werden konnte, lieh man sich das Geld bei den Handwerkern⁹. In den Jahren 1803 bis 1805 geben die Kirchbücher noch folgende Berufe an: cordonnier (Schuhmacher), Charon (Wagner), maréchal ferrant (Hufschmied), boucher (Metzger), Charpentier (Zimmermann), tisserand (Weber), sculpteur (Bildhauer), tonellier (Küfer), tailleur d'habit (Schneider). Von hier aus gesehen ist es um so erstaunlicher, daß heute im Gegensatz zu allen anderen Orten der Umgebung außer Bäcker, Schneider und Anstreicher in Berus keine selbständig arbeitenden Handwerker sitzen.

Der mit der Französischen Revolution einsetzende Niedergang von Stadt und Festung Berus zieht in der Folgezeit auch den Verfall der städtisch orientierten Zunftordnung nach sich. Die Handwerker werden brotlos und zum großen Teil Überlandgänger und Tagelöhner. Zu einem Teil stellen sie auch die auswandernden Familien dar, die nach 1835 und nach 1855 nach Amerika zogen. In Berus wurden von dieser Auswanderungsbewegung 22 Familien betroffen; 35 % der Auswanderer waren Ackerer, 35 % Tagelöhner und 40 % Handwerker. Bei einer Bevölkerungszahl von 814 Einwohnern (im Jahre 1856) stellte diese Abwanderung bereits einen fühlbaren Verlust dar. Die Überlandgänger sind nicht gemeinhin mit Bettlern gleichzusetzen. Sie verkauften Strohmatte oder ähnliche handwerkliche Erzeugnisse und boten auch ihre Arbeitskraft auf den Gaudörfen an. Berus hatte, durch seine geographische Lage bedingt, schlechtere Möglichkeiten, die arbeitslos werdenden Handwerker in der Landwirtschaft unterzu-

⁷ Vgl. Fox: Saarländische Volkskunde, Bonn 1927, S. 42.

⁸ Pfarrchronik, a. a. O. S. 242.

⁹ Pfarrchronik, a. a. O. S. 246.

bringen, da es nicht möglich war, genügend Land zu kaufen. Tagelöhner zu werden, stellte neben der Auswanderung und den Überlandgängern die einzige Alternative dar. Die Spannung, die zwischen diesen Tagelöhnern und den landbesitzenden Bauern bestand, war recht groß, denn nach dem Besitz und dessen Größe richtete sich die gesellschaftliche Geltung. Aus der Zeit von 1850 bis 1865 wurden folgende Begebenheiten erzählt: Mehrere Bauern spielten im Wirtshaus Karten. In den Abendstunden sah einer der Tagelöhner dem Spiel zu. Darauf sagte einer der Bauern zu ihm: „Für die kleinen Leute ist es jetzt Zeit, nach Hause zu gehen!“ Der Angefahrene verließ sofort das Lokal. – Eine Bauersfrau riß ihrem Patenkind, einer Tagelöhnerbraut, den Hochzeitsschleier weg mit den Worten: „Dir steht das nicht zu“. – Das Verhalten der Tagelöhner untereinander war von Neid und Mißgunst und steter Konkurrenz gekennzeichnet. Sie hatten im allgemeinen nicht genug zu tun, da der Bauer mit seiner Familie den größten Teil der Arbeit allein bewältigen konnte. Nur zur Erntezeit konnten die Tagelöhner „viel“ verdienen. Sie stritten sich um die Arbeitsplätze, überboten sich im Frühaufstehen, sichelten einige Quadratmeter Frucht ab und stellten die Garben zusammen. Dadurch wollten sie verhindern, daß ein anderer auf diesem Acker mähen konnte. Indessen mähte man auf einem anderen Feld weiter. Da die Arbeit nicht im Tagelohn, sondern im Gedinge vergeben wurde, war man auf möglichst hohe Leistung bedacht. Man mähte das Getreide in der Woche und stellte die Garben bei Mondschein oder auch am Sonntag auf.

III.

Landwirtschaft und aufkommende Industrie

Obwohl sich die Bauern von den Tagelöhnern und den Überlandgängern abhoben, kamen sie doch nicht zu einem eigenen bäuerlichen Berufsethos. Nicht zuletzt trug die Erbteilung zu dem Niedergang bestehender Ansätze bei. Es gab keine Höfe im eigentlichen Sinne, sondern nur Mittelbetriebe von 15 bis 20 ha. Das Land war nicht unverkäuflich, sondern man mußte zusehen, wie man das ererbte Anfangskapital vermehrte, damit wieder etwas „zum Teilen da war“, wenn man alt wurde.

Mit der aufkommenden Industrie entwickelten sich die Bauern mehr und mehr zu Frachtbauern, weil die einträglicheren Frachtfahrten

mehr Geld einbrachten. Es konnte vorkommen, daß einer der Bauern 30 bis 40 Zentner Hafer im Regen verkommen ließ, weil er sich nicht die Zeit zur Ernte nahm, um sich die einträglicheren Frachtfahrten nicht entgehen zu lassen. Noch heute besitzt niemand der Beruser Traktoren-Bauern einen Geräteträger, der als Ackeruniversalmaschine einsetzbar wäre. Es genügt, wenn die Maschine Lasten (Kohlen) über die Straße zieht.

Der Bergbau, der sich als Hauptindustrie vor allem im benachbarten lothringischen Kohlenrevier entwickelte, brachte einen neuen Stand hervor, der vor allem der nicht an die Scholle gebundenen Bevölkerung neue Möglichkeiten bot. Mit dem neuen Stand des Bergmanns bildete sich auch ein neues Ethos. Bergmann zu sein, bedeutete sozialen Aufstieg und war deshalb eine Ehre. Ein Mann, der vor 1900 als einziger von Berus bei der Eisenbahn arbeitete, verließ seinen Arbeitsplatz und ging in den Bergbau, um seinen Kameraden „ebenbürtig“ zu werden. Die dominierende Rolle der Bauern hörte mit den neu gewonnenen wirtschaftlichen Möglichkeiten der bisherigen Tagelöhner mit einem Schlage auf. Die gesellschaftliche Geltung nach der Bewertungsskala des Besitzes erfuhr eine Umschichtung, da nun viele der Bergleute mehr verdienten, als die Bauern aus ihrem verhältnismäßig kleinen Besitz herauschlagen konnten. Diese Entwicklung trug nicht wenig dazu bei, daß auch die Bauern den Gedanken an das Nahrungschaffen mehr und mehr zurücktreten ließen vor dem anderen des Gelderwerbs und der Rentabilität. Die vorkapitalistische Einstellung zum Beruf wurde damit aufgegeben. Die Rentabilität der bäuerlichen Existenz wurde nicht in einer gesteigerten Produktivität des landwirtschaftlichen Besitzes gesucht, sondern im bereits erwähnten Fuhrgeschäft. Heute liegen etwa 200 ha Land unbebaut oder sind der Gemeinde Altforweiler zur Bewirtschaftung übergeben.

Die durch den Bergbau neu erschlossene Möglichkeit, „durch Arbeit“ zu gesellschaftlicher Geltung zu kommen, hat unverkennbare Spuren in der Dorfmentalität hinterlassen und vor allem zu einer besonderen Wertschätzung der „Arbeit“ geführt. Fleißige Arbeit entschuldigt von vielen Fehlern. „Ich arbeite, also kann ich einen trinken“. Eines der vernichtenden Urteile im Dorf lautet: „Der hat noch nie gerne gearbeitet“. Umgekehrt rühmt man sich des eigenen Fleißes: „Ich habe nicht geschlafen“. Diese Hochschätzung gilt jedoch nur der körperlichen Tätigkeit. Wer mit „Schlips und Kragen“ arbeitet, „hat es gut“, er „ruht sich auf den Knochen der andern aus“.

IV.

Der religiöse Bereich

Die Enteignung des kirchlichen Besitzes infolge der Auswirkungen der französischen Revolution machte der alten Vorrangstellung von Berus praktisch ein Ende. Obwohl in Berus das Land knapp war, schien doch die Neigung, Kirchenland zu erwerben, nicht sonderlich groß zu sein. Einige der ältesten Bürger von Berus berichteten, daß Kirchenland schon für ein „Breder“ Bohnen zu haben gewesen sei. Ein Breder ist das kleinste Hohlmaß, das etwa dem Inhalt eines Mehlsiebs entspricht, wie es im Haushalt gebraucht wird.

Noch heute heißt eine Gemarkung, die ehemals zum Kirchengut gehörte „Donne“ – Herrengut. Der Name jener Familie, die sich damals bereichert haben soll, ist noch heute bekannt. Die kostbaren Schätze, welche die alte Prämonstratenserkirche gehabt haben soll, gingen in den Revolutionswirren verloren.

Das religiöse Leben in Berus ist besonders gekennzeichnet durch den St.-Oranna-Kult. Die hl. Oranna, eine frühchristliche Glaubensbotin, der Legende nach aus königlichem Hause in Schottland geboren, ist die Patronin Deutsch-Lothringens und des Landes links der Saar. 1480 wurden ihre Gebeine durch den Weihbischof von Metz feierlich erhoben und 1719 nach Berus überführt. Berus wurde somit zum Wallfahrtsort. Bis etwa 1900 kamen am Orannatage viele Lothringer, obwohl sie nur in Scheunen übernachten konnten. Die hl. Oranna (irisch Othrana) wurde angerufen bei heftigen Kopfschmerzen, bei schlechtem Gehör und Ohrenleiden. Ob hier eine Art Volksetymologie Frömmigkeitsbestimmend wurde (Ohr-Anna in Parallele zu Valentin – fallende Krankheit)? Früher setzte man sich eiserne Ringe auf, die vom Grabe herabgingen, heute sind es Eisenkronen.

Daneben wird die hl. Oranna von den Mädchen um einen Mann angerufen: Wahrscheinlich hat ihr der Namensreim diese Aufgabe eingebracht: „Heilige Orann' bescher' mir einen Mann!“

Das eigenartige an dieser Wallfahrt ist, daß man zu einer „leeren Kapelle“ geht, da die Gebeine der Heiligen schon seit 1719 in der Pfarrkirche ruhen. Als vor einigen Jahren das Dorfheiligtum von der Nachbargemeinde Altforweiler beansprucht wurde, waren sich alle Einwohner von Berus, auch die abständigen Katholiken, in der schroffen Ablehnung eines solchen Ansinnens einig.

Die abgeschlossene Lage auf dem Berg war der Erhaltung mancher abergläubischen Vorstellungen günstig. Bis in die dreißiger Jahre kannte man das Blutstillen. Durch Wiederholung bestimmter Gebetsformen im Hinweis auf die Heilskraft des Blutes Christi suchte man blutende Wunden zu stillen. Abends in den Spiegel zu sehen, war gefährlich, weil dann „der Fürst dieser Welt“ darinnen sei. Noch vor dreißig Jahren hat man verschiedenen Personen, die als Hexen angesehen wurden, bei aller Aufgeklärtheit doch nicht gerne gestattet, in den Kinderwagen hineinzusehen. Noch heute behaupten einige, daß die eine oder andere verstorbene Frau eine Hexe gewesen sei.

Auch die Armen Seelen spielen eine wichtige Rolle im Frömmigkeitsleben. Wenn ein Brot auf dem Rücken liegt, meinte man, es leide eine Arme Seele. Ja, fiel ein Kind ins Wasser und läge zugleich ein Brot auf dem Rücken, so müsse man erst das Brot richtig legen, ehe man sich dem Kind zuwenden dürfe. Eine Tür darf man nicht zuschlagen. Es könnte ja eine Arme Seele im Türrahmen ihren Zwangsaufenthalt haben und durch den harten Anprall unnötig gequält werden. Wenn zwei den gleichen Gedanken zur gleichen Zeit hatten, war eine Arme Seele erlöst; ebenso, wenn man beim Anblick einer Sternschnuppe ausrief: Zu Gott! – Wenngleich solche Dinge nie für zentral im religiösen Bereich angesehen wurden, haben sie sich doch mit einer erstaunlichen Hartnäckigkeit gehalten.

Das Verhältnis der Bevölkerung zum Pfarrer ist nicht nur geprägt durch die Ausnahmestellung, die der Priester auf Grund seiner Weihe und seines Amtes einnimmt. Hinzu kommt in Berus eine weitere Komponente aus dem sozialen Bereich. Schon zur Zeit der Stadtherrlichkeit nahm der Pfarrer von Berus eine Sonderstellung ein vor seinen geistlichen Mitbrüdern in der Umgebung. Nach dem Pouillé du dioc. de Metz von N. Tabouillet bezog der Pfarrer um 1600 die Hälfte des Zehnten. Die andere Hälfte bekamen: der König von Frankreich, der Abt von Wadgassen und die Benediktiner von Bouzonville¹⁰. Die Pfarrchronik¹¹ berichtet, daß die Pastöre von Reimringen, Tromborn, Merten, Ittersdorf, Bedersdorf, Leidingen, Willingen, Ihn, Wallerchen, Hollingen, Bettingen, Brettnach und Teterchen sich an den Quatembertagen in Berus einfinden mußten. Wenn einer der Pfarrer starb, mußte aus dem Nachlaß die Summe von 78 francs an die Herrschaft nach Berus bezahlt werden. Der Pfarrer von Berus war davon

¹⁰ Vgl. *de Lorenzi*, a. a. O. S. 572.

¹¹ Pfarrchronik, a. a. O. S. 180.

ausgenommen. – Umstände wie diese waren durchaus geeignet, dem Pfarrer ein beträchtliches gesellschaftliches Prestige zu verleihen.

Das Beruser Pfarrhaus, von den kunstsinnigen Wadgasser Mönchen erbaut, mußte bei den engen Wohnverhältnissen in Berus die soziale Stellung des Pfarrers um so mehr hervorheben. Diese Sonderstellung hat in der Dorfdiömatik ihren Niederschlag gefunden. Wünscht man jemand weit weg, dann versetzt man ihn auf „Häeren Firscht“ – auf den First des hochaufragenden Pfarrhauses.

Diese soziale Ausnahmestellung des Geistlichen gewinnt auf dem Hintergrund der sonstigen Gleichheit aller Dorfbewohner besondere Bedeutung. Eine Bevorzugung einzelner Personen durch den Pfarrer wird demnach störend empfunden und zugleich als Zurücksetzung der anderen gedeutet. Noch heute kann man zustimmende oder ablehnende Worte über Seelsorger hören, deren Wirksamkeit dreißig, ja sechzig Jahre zurückliegt.

Weniger eigenartig sind deshalb auch die Anzeichen einer „doppelten“ Moral in der Volksmeinung. Der Geistliche verkörpert die ideale Moral- und Frömmigkeitshaltung. Sie steht ihm als Pflicht und Recht zu. Wenn ein Laie das gleiche zu tun versucht, erntet er oft genug den Vorwurf der Heuchelei, der Prüderie oder der Frömmelei. Irgendwie empfindet man ein solches Verhalten auch als Ausbrechen aus dem dörflichen Gleichmaß.

V.

Zwischenmenschliche Beziehungen im Dorf

Bei der soziologischen Situation des Dorfes wundert es niemanden, daß ein enger personaler Kontakt in den nachbarlichen Beziehungen sich entfaltet, zumal vielfach Versippung und Verschwägerung hinzukommen. Man möchte jedoch seine Unabhängigkeit, vor allem in wirtschaftlicher Hinsicht, gewahrt wissen. Daher ist die Bittleihe – das Bitten um zeitweiliges Überlassen von Gebrauchsgegenständen und auch Nahrungsmitteln – mehr und mehr in Vergessenheit geraten. Leihen zu gehen, wird als „bettelmannsmäßig“ angesehen. Bei Zwistigkeiten hört man nicht selten die Redewendung: „Den hab ich mein Lebtag noch nicht gebraucht“ oder auch: „Bin ich zu Dir schon einmal etwas suchen gekommen?“ Man möchte nicht verpflichtet sein und in

keinem Abhängigkeitsverhältnis stehen, wenn man es vermeiden kann. Dieser Wunsch wird gegenüber dem Hintergrund der Bauern einerseits und der Überlandgänger und Tagelöhner andererseits aus der geschichtlichen Vergangenheit nur allzu verständlich. Das starke Zusammengehörigkeitsgefühl der Leute, die „noch in der Freundschaft“ sind oder zur gleichen Sippe gehören, zeigt sich deutlich in parallelen Vereinsgründungen der zwanziger Jahre sowie in der Bildung politischer Parteien.

Nach dem ersten Weltkrieg gab es eine Bergmannsbruderschaft und einen Bergmannsverein, einen Gesangverein und einen Quartettverein sowie die „fidelen Brüder“. Dem Junggesellenverein stand der Jünglingsverein und dem Turnverein der Radfahrerverein gegenüber. Auch der Kriegerverein hatte als Gegenverein die „treuen Kameraden“.

Im politischen Leben gab es in Berus 1932 folgende Parteien: Die Zentrumspartei, die Zentrumsarbeiterpartei, die Liste der Arbeiter, die Deutsche Bürgerpartei, die Deutsch-Saarländische Volkspartei, die Bauernpartei und die Kommunistische Partei. 1947 gab es in Berus neben den bekannten politischen Parteien eine Partei für „Freie Christliche Demokraten“ und eine Partei für „Frieden und Aufbau“. Einige dieser Parteien existierten nur in Berus und nur bis zur jeweiligen nächsten Wahl. Man trat ihnen bei aus Motiven der Freundschaft und der Sippenzugehörigkeit oder auch aus persönlicher Gefälligkeit, wobei weltanschauliche Gesichtspunkte in der Kommunalpolitik von sekundärer Bedeutung blieben.

Die Evakuierung im zweiten Weltkrieg brachte zunächst einen nicht unbedeutenden Riß in die Gemeinde zwischen den Zurückgebliebenen und den Evakuierten. Man warf den Zurückgebliebenen vor, sie hätten sich unrechtmäßigerweise am zurückgelassenen Eigentum ihrer Mitbürger bereichert. Er ist heute, nach 15 Jahren, wieder geschlossen. Im allgemeinen sind die zwischenmenschlichen Beziehungen gekennzeichnet durch die Erwartungsforderungen der Dorfsitte und das Streben nach sozialer Anerkennung sowohl des einzelnen als auch der Familie, der man angehört. Die Dorfsitte schrieb das Verhalten vor: „Tue wie die Leute, dann geht es Dir wie den Leuten“, „Man muß sich den Leuten nach richten“ (= muß sich ihnen anpassen). Zeichen der gesellschaftlichen Anerkennung ist der Gruß. Von dem Gruß geht man nur in offener schwerer Feindschaft ab. Die Redewendung: „Ich biete ihm nur noch die Zeit“ bekundet, daß der bloße Gruß allein bereits eine deutliche Distanzierung darstellt.

Wer sich von dem Verhalten der anderen im Dorf abhebt, ist „großartig“, d. h. überheblich, benimmt sich „nach der Art eines Großen“, oder er ist „dumm“. „Bei der Bildung, die er haben will, hätte er sich anders benehmen müssen“, wobei man unter „anders“ die Normen der Dorfsitte versteht. Man ist also darauf bedacht, den sozialen Gleichstand zu wahren. Die Kraft der Dorfsitte bestimmt noch weit hin das Verhalten der Bewohner. Man scheut sich vor dem Gerede der Leute. Ist man ins Gerede gekommen, so bricht die normative Kraft der Dorfsitte für den Diffamierten oft schnell in sich zusammen: „Es ist sowieso nichts mehr zu verlieren, also ist es egal“. Durch die öffentliche Meinung erfolgt ein sozialer Ausschluß und eine Deklassierung: „Mit so einem wollen wir nichts zu tun haben“; „mit diesen Kindern spielst Du mir nicht“.

In der Entpersönlichung durch die einheimischen Verhaltensnormen der Dorfsitte liegt eine gewisse Gefahr. Zwar übt die Dorfsitte eine tragende und auch eine hemmende Funktion aus. Sie kann aber auch zu reinem Konventionalismus und nur äußerer Erfüllung der allgemeinen Erwartungen verleiten.

Abschließend kann man sagen, daß das psychische Profil von Berus von geradezu entgegengesetzten Zügen geprägt ist. Der Stadtcharakter (als Sitz von Herrschaft und Handwerk) bringt handwerkliches Können und Kunstsinne, heute noch greifbar in geschmackvoller Kleidung und ansprechendem Vorgarten. Auch die hohe Zahl von Akademikern dürfte hier ihren Grund haben.

Die topographisch bedingte Isolierung läßt seit der Tagelöhnerzeit das urbane Element zusammenschrumpfen. Die bäuerliche Linie wird kräftiger.

Durch beide Epochen aber hat sich bis heute die Vorzugsstellung der Frau erhalten. In den dörflichen Rufnamen der Familien, in Anrede und Gruß ist sie dem Manne vorgezogen. Vielleicht kann man das Urteil wagen: die Gemeindeseele ist überwiegend weiblich orientiert.

Nichtsdestoweniger ist die Aufgabe lohnend und wertvoll, zumal wenn sie historisch unterbaut wird und die Phänomene in ihren geschichtlichen Wurzeln verfolgt werden. Die in dieser Untersuchung angewandte Methode ist die „teilnehmende Beobachtung“ (participant observation) eines Dorfmitgliedes, das also zur „in-group“ gehört und somit zu manchen Zügen der „Dorfseele“ einen besonderen Zugang hat, zumal wenn es um die Deutung qualitativer Bewertungen verschiedener Züge der Dorfmentalität geht.